

Miszelle

HELMUT HEIBER

JOSEPH GOEBBELS UND SEINE REDAKTEURE

Einige Bemerkungen zu einer neuen Biographie

Die Verbreitung der Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung in den weiten Landstrichen außerhalb der „elfenbeinernen Türme“ ist mit dem Entstehen der modernen Gesellschaft als Problem aufgeworfen worden. Was dabei die Historiographie anlangt, so hat noch der Ausgang des vorigen Jahrhunderts eine Aufgeschlossenheit der damaligen „Öffentlichkeit“ für die Belange der Fachhistorie gebracht, wie sie jedoch seit dem Aussterben der „Preußischen Schule“ nicht wieder zu verzeichnen gewesen ist. Gewiß hat dies auch objektive Gründe, die „Öffentlichkeit“ besteht nicht mehr lediglich aus einer Schicht gebildeten Besitzbürgertums, sie ist – wie der beliebte Ausdruck lautet – „breiter“ geworden, und der Graben zwischen ihr und der Gelehrtenrepublik entsprechend größer. Wenn daher schon ein Treitschke, einst Prototyp eines solchen Wirkens nach außen, als „Publizist“ diffamiert wurde, – was mußte dem beschieden sein, der im Zeitalter der weit mehr Konzessionen erfordernden Massendemokratie die gelehrte Forschung für den allgemeinen Konsum zumindest der Interessierten aufzubereiten wagte!

Da aber nun einmal im freien Spiel der Kräfte kein Vakuum denkbar ist, kamen die Brückenschläger vom anderen Ufer. Es blühte die Zeit der populär-historischen Belletristik, es schrieben und druckten die „Literaten“, die Emil Ludwig, Werner Hegemann und wie sie alle hießen. Und das Schlimme war, daß sie es völlig ernst meinten: So und so – behaupteten sie – sei es gewesen. Im Dritten Reich fanden sie ihre Nachfolger, – nur die Couleur war geändert. Nach dem Zusammenbruch hatte sich die Situation etwas gewandelt. Denn als man wieder über Topfränder hinauszusehen vermochte, waren bereits die „Illustrierten“ da mit ihren Enthüllungen, ihren Tatsachenberichten. In gewissem Sinne haben diese „Illustrierten“-Serien ihren legitimen Platz. Ganz abgesehen davon, daß sie manchmal gar nicht so liederlich sind wie ihr Ruf, und ganz abgesehen auch davon, daß sie ein recht aufschlußreiches Meßinstrument für Richtung und Ausmaß des öffentlichen Interesses darstellen, – vor allem kommen sie an ohne Präntention, das ist das Erfreulichste. Sie zwinkern uns zu: ganz so ernst ist es doch gar nicht gemeint. Und zumindest die Wissenden und die Wissen-Wollenden wissen es.

Doch die Zeit schreitet fort. Und die Saturiertheit und das Verlangen nach Seriosität mit ihr. Prototyp aber des Intellektuell-Ernsthafte bleibt nach wie vor das Buch. Und da ist sie denn auch wieder: die populäre, lesbare historische – und besonders zeithistorische – Biographie. Das Bedürfnis danach scheint unbestreitbar, was an sich nur Grund zur Freude sein kann. Besteht doch durchaus die Möglichkeit, die Ergebnisse der Forschung ihres wissenschaftlichen Gewandes zu entkleiden, den gleichen Inhalt in anderer Form zu bringen, gewissermaßen in einer Art von

„kleiner Form“. Es wird freilich nicht ausbleiben, daß selbst dann aus der redlich besorgten Schar der Glasperlenspieler erneut jenes „Pfu! Haltet ihn!“ ertönt.

Daneben jedoch gibt es wiederum die andere Möglichkeit, die der Journalisten. Und so kommen diese schließlich ebenfalls herbei, nun jedoch nicht mehr wie in den Illustrierten als Publizisten, sondern in Ganzleinen, mit Anspruch. In der Regel zwar inhaltlich noch „illustriert“, manchmal aber schon gewichtig, schwerer einherschreitend. Denn auch dieser Weg ist ja gangbar: man nimmt den Illustrierten-Inhalt und staffiert ihn wissenschaftlich aus. Mit Dokumenten, mit Fußnoten, mit Apparat, mit all dem äußerlichen Behang biederer Exaktheit, der den Talmiglanz verdeckt. Können die Autoren das Ganze gar noch in einem angesehenen, reputierlichen Verlag unterbringen, wo schläfrige Lektoren wenig um das ihnen anvertraute Renommee besorgt sind, so ist der Erfolg gesichert. Was kümmert es sie schon, daß sie mit solchen Machwerken die Forschung in toto diskreditieren, was ahnen sie schon davon, wie selbst ehrliches Wollen durch die Leichtfertigkeit historischer Ausschubarbeit gegenteilige Effekte erzielen wird.

Ein bedeutender Schritt auf dem Abstieg in die Niederungen pseudohistorischer Klitterung ist nunmehr Heinrich Fraenkel und Roger Manvell gelungen, deren Goebbels-Biographie soeben in deutscher Sprache und – gegenüber dem englischen Original – erheblich verschlimmbessertes Fassung, aber mit gleich ehrfurchtgebietendem wissenschaftlichen Apparat und wiederum einer trefflichen Bibliographie erschienen ist¹. Um nicht das Kind mit dem Bade auszuschütten: das Buch hat seine Meriten, und wer sich künftig mit dem Leben von Joseph Goebbels beschäftigt, wird nicht darum herumkommen. Dafür sorgen schon die fleißigen, wenn auch nicht lückenlosen Befragungen des auch anderweitig verdienten Autors Fraenkel. Insofern bedeutet es freilich einen wesentlichen Schritt über die veraltete Rieß-Biographie hinaus, und man könnte es für ein durchaus akzeptables Unternehmen halten, wenn da nicht gewisse Eigenheiten wären, die allerdings bisher wohl beispiellos sind.

Im Klappentext rühmt der Verlag: „Der interessanteste Beitrag der Verfasser zur Biographie Joseph Goebbels' ist die Auswertung der handschriftlichen Tagebücher, die Goebbels in den Jahren 1925 und 1926 geführt hat. Diese Tagebücher sind von ihrem Autor niemals zur Veröffentlichung bestimmt gewesen, ihr Inhalt ist daher nicht redigiert und umfrisiert worden . . .“

Nun, – mag Joseph Goebbels es auch versäumt haben: noch sind ja Manvell und Fraenkel da! Großzügiger jedenfalls als diese beiden hätte auch der Schreiber persönlich mit seinem Werke nicht umgehen können. Mit jener Lust am Zitieren, die ihr ganzes Werk auszeichnet (was an sich kein Fehler ist, noch dazu der deutsche Verlag im Gegensatz zum englischen – meist – ein ehrliches Kursiv für angemessen hielt), füllen die beiden Autoren den Großteil eines Kapitels, nämlich die Seiten 80 bis 107, mit den Früchten ihres Dokumentenstudiums. Das Kapitel trägt die

¹ Heinrich Fraenkel und Roger Manvell: Goebbels. Eine Biographie. – Kiepenheuer & Witsch, Köln-Berlin 1960.

in Gänsefüßchen gesetzte Überschrift „Kinder der Geschichte“, – wir werden noch sehen, auf welchem verschlungenem Wege es dazu gekommen ist.

Der Mensch kann irren, weshalb Fehler nie vermeidbar sind. Unter diese Rubrik gehören zweifellos Kleinigkeiten wie etwa das sich hartnäckig durch die Goebbels-Literatur ziehende angebliche Reichstagsmandat des preußischen Landtagsabgeordneten Wiegershaus oder auch die Erhebung des Berliner Gauleiters Schlange in den Adelsstand. Wir wollen uns nicht mit solchen Quisquilien befassen, sondern lediglich mit der Verarbeitung des Tagebuch-Textes. Mit welcher Gründlichkeit hier vorgegangen wurde, zeigt schon der angegebene Zeitraum: 3. August 1925 bis 16. Oktober 1926, statt richtig: 12. August 1925 bis 30. Oktober 1926. Daß die letzten Tage unter den Tisch gefallen sind, ist noch entschuldbar, sind die betreffenden Blätter doch sehr stark zerstört. Daß es sich aber bei den Eintragungen vom 3.–5. August (zwischen dem 31. August und dem 7. September befindlich) um irrtümliche Monatsangaben Goebbels' handelt, das haben die beiden Benutzer überhaupt nicht gemerkt.

Wie sollten sie auch, – bei der Sorgfalt, mit der sie an die Arbeit gegangen sind! Von nicht zu identifizierenden Wortsplittern abgesehen, bringen die Autoren 126 Zitate. Davon stimmen (Interpunktion und Orthographie bleiben unberücksichtigt) ganze zehn wörtlich mit dem Goebbels'schen Text überein! Weitere 16 mit kleinen, nebensächlichen Fehlern kann man bei großzügiger Beurteilung noch hinnehmen. Die restlichen 100 „Zitate“ sind schlechthin falsch.

Die meisten Unstimmigkeiten rühren daher, daß ins Englische übersetzte Stellen einfach rückübersetzt worden sind, – und dies, obwohl den Verfassern vor Erscheinen der deutschen Auflage die Kopie des Instituts für Zeitgeschichte zur Verfügung stand und von ihnen auch benutzt wurde (S. 359). Was dabei herauskommt, dafür einige wenige Beispiele:

FRAENKEL/MANVELL'SCHE „ZITATE“

Der Jude ist der Teufel der Weltpolitik.
(S. 82)

. . . eigentlich ist sie ja doch eine kleine
Bürgerin. (S. 83)

Ich sehe völlig ausgemergelt aus. Schreck-
lich! (S. 85)

Schon lange nichts von daheim gehört.
Die Familie ist böse mit mir; ich bin ein
Abtrünniger. (S. 86)

Daheim habe ich wohl immer noch die
besten Freunde. Was habe ich verloren?
Was habe ich dafür gewonnen? (S. 86)

Strasser ist ganz und gar nicht der Bür-
ger, für den ich ihn hielt; (S. 87)

ORIGINAL*

Der Jude ist wohl der Antichrist der Welt-
geschichte. (26. 6. 26)

Sie ist eine kleine Spießlerin. (28. 7. 26)

Ich sehe aus wie das arme Leben. Grau-
envoll! (19. 6. 26)

Von Hause lange kein Wort. Man grollt
mir. Ich bin ein Apostata. (20. 1. 26)

Zu Hause meint man's doch mit mir am
besten. Wieviel habe ich verloren, – und
was habe ich dagegen eingetauscht?!
(21. 8. 26)

Straßer ist lange nicht so bourgeois, wie
ich anfangs dachte. (2. 10. 25)

* Nach dem handschriftlichen Original; vgl. dazu Nr. 1 der „Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte“.

... weil ihn die Kapitalisten wollten, die einzigen, die heutzutage Einfluß haben. (S. 90)

Hitler kommt nicht. Er hat sich über mich beklagt. Wenn er mir weiter Vorwürfe macht, schmeiß ich den Krempel hin. Ich halte das nicht länger aus. Man gibt alles was man hat, und dann nichts als Vorwürfe, auch von Hitler selbst! (S. 92)

Ich hatte Blumen für ihn, und er schien sich sehr zu freuen. (S. 101)

Er spricht zwei Stunden und lobt mich dabei in den Himmel und in aller Öffentlichkeit. Dann läßt er mich in seinem Auto heimfahren. Er scheint mich sehr gern zu haben. (S. 103)

Weil das Kapital das will. Das Kapital allein hat heute zu sagen. (21. 10. 25)

Hitler traut mir nicht. Er hat über mich geschimpft. Wie weh mir das tut. Wenn er am 25. X. in Hamm mir Vorwürfe macht, dann gehe ich. Ich kann das nicht auch noch ertragen. Alles opfern, und dann noch Vorwürfe von Hitler selbst. (12. 10. 25)

Ich brachte ihm Blumen mit, worüber er sich sehr freute. (16. 4. 26)

Hitler gibt Rechenschaft. 2 Stunden lang. Nicht ganz auf der Höhe. Mich lobt er vor der Öffentlichkeit über den grünen Klee. Im Auto fährt er mich heim. Er mag mich wohl. (24. 5. 26)

Das soll genügen. Derart zuverlässig sind die wörtlichen, sämtlich in Anführungszeichen gebrachten Zitate Manvell/Fraenkels. Immerhin ist in den angeführten Fällen wenigstens der Sinn erhalten geblieben. Das wird schon dann anders, wenn Lesefehler hinzukommen. Nun ist die Goebbels'sche Handschrift gewiß schwierig. Es kostet einige Zeit, sich hineinzulesen, und selbst dann kann es Fehler geben, schon weil einige Wörter (etwa „vor“ und „zu“) einfach nicht zu unterscheiden sind. Dies alles vorausgesetzt, gibt es jedoch keine Entschuldigung dafür, daß die Autoren streckenweise schlicht geraten haben. Werden dabei nur aus „Biergläsern“ „Bierkrüge“, wird aus einer „entscheidenden“ eine „wehtuende“ Unterhaltung, wird aus „seelenwund“ „Schwermut“, so mag es noch angehen. Wenn Goebbels dem „Schöpfer“ statt dem „Schicksal“ für Hitler dankt (S. 105), ist es schon bedenklicher. Meist ist es aber noch übler. Auch dafür einige Beispiele:

2000 Kommunisten. Laute Pfuirufe . . . Am Ende der Versammlung eine wilde Prügelei. (S. 91)

Wir suchen ja den Kampf, die werden uns noch kennenlernen. (S. 92)

In München scheint niemand mehr an irgend etwas zu glauben. Das Mekka des deutschen Sozialismus heißt Elberfeld. (S. 95)

Du guter, ehrlicher Strasser; ach Gott, Du bist diesem Menschen nicht mehr gewachsen. (S. 97)

Das ist das Furchtbarste. Mir ist eine Welt genommen. (S. 98)

Er ist so gut zu mir. Er stellt mir für den Nachmittag sein Auto zur Verfügung. (S. 100)

Sehnsucht? Na und ob! (S. 102)

Vor 2000 Kommunisten. Ruhiger, sachlicher Verlauf. Am Ende der Versammlung eine wüste Prügelei. (23. 11. 25)

Wir wollen ja nichts anderes als den Kampf! Man wird in München schon lernen. (1. 4. 26)

Kein Mensch glaubt mehr an München. Elberfeld soll das Mekka des deutschen Sozialismus werden. (11. 2. 26)

... der gute, ehrliche Strasser, ach Gott, wie wenig sind wir diesen Schweinen da unten gewachsen! (15. 2. 26)

Das ist das Furchtbare: mir ist der innere Halt genommen. (15. 2. 26)

Er ist beschämend gut zu uns. Trotz Bauschen. Er stellt uns für den Nachmittag sein Auto. (13. 4. 26)

Sehnsucht nach dem Weibe! (8. 5. 26)

Welch elementare Kraft steckt in diesem Kerl [Dostojewskij], verglichen mit den angekränkelten Intellektuellen. (S. 102)
 Der Gau ist durch die Schlappeheit Kaufmanns in große Schwierigkeiten geraten. (S. 104)
 . . . und Welch ein wunderbarer Redner! Der geborene Anführer! (S. 104)

Tief und mystisch . . . und an den Abgründen der Seele vorbei. (S. 105)

Nach München wegen Berlin. Erneute Absage. Ich will mich nicht in dem Dreck dort festfahren. (S. 106)

Die Russen bleiben doch immer dieselben. Die Intellektuellen: kranke, gebrochene Urkraft. (24. 4. 26)

Der Gau ist durch die Schlappeheit Kaufmanns ein großer Sauhaufen geworden. (12. 6. 26)

Als Redner ein wundervoller Dreiklang zwischen Geste, Mimik und Wort. Der geborene Aufpeitscher! (16. 6. 26)

Tief und mystisch. Fast wie ein Evangelium. Schauernd geht man mit ihm an den Abgründen des Seins vorbei. (6. 7. 26)

Nach München wegen Berlin halbe Absage. Ich will mich nicht in Dreck hineinknien. (28. 8. 26)

Auf diese Weise wird fröhlich „zitiert“ und dabei unverdrossen der Sinn verändert, manchmal ins Gegenteil verkehrt. S. 104 etwa wird eine Begegnung mit Hitler gebracht, über die Goebbels am 16. Juli (richtig: 16. Juni) berichtet hatte. Dann heißt es weiter: „Ein paar Zeilen später meldet sich das schlechte Gewissen: . . . Freitag kommt Strasser. Ich muß mich vorher noch mit Strasser aussprechen.“ Nun war aber das Goebbels'sche Gewissen völlig unbeteiligt, denn nicht nur ist in den Zwischenzeilen von etwas ganz anderem die Rede, sondern der wahre Text lautet vielmehr: „Freitag kommt Straßer. Ich muß mich vorher noch mit Kaufmann bereden.“

Als Kaufmann eine Schwägerin von Dr. Elbrechter, einem Gegner Goebbels', heiratet, vermerkt Goebbels: „O Karl!“ (18. 9. 26), – Manvell/Fraenkel machen daraus: „dieses Schwein“ (S. 107). Auf S. 92 notieren die Autoren als Beweis für die feindselige Einstellung Goebbels' zur Münchener Parteizentrale folgendes Zitat (v. 12. 10. 25): „Telegramm aus München. Ich soll da wohl sprechen; die können mich am Arsch lecken!“ Abgesehen davon, daß Goebbels das berühmte Goetz-Zitat in Originalfassung und mit vornehmen Pünktchen brachte, war das Telegramm auch gar nicht aus München gekommen, sondern aus Mannheim, wo Goebbels nicht „wohl“, sondern vielmehr „zur Wahl“ sprechen sollte. Was macht das schon!

Als Nachweis für Goebbels' „Streicher-Stil“ erwähnen Manvell/Fraenkel auf S. 102 die Notiz von seinem Ausflug in das Hamburger Hafenviertel (30. 4. 26), weil er nämlich darin schildere, wie blonde Mädchen jüdische Hausierer umarmt hätten. Hier freilich ist „Julius der Streißtrommler“ (wie Goebbels gern sagte) einmal wirklich unschuldig, denn wo die beiden Autoren „jüdische Hausierer“ herausbuchstabiert haben, steht in Wirklichkeit „feixende Chinesen“.

Noch schöner auf S. 90. Hier führen Manvell/Fraenkel einen allerdings schlagenden Beweis dafür an, wie Goebbels' Tagebuch „vor Eigenlob strotzt“. Soll er doch (am 12. 12. 25 war es, allerdings sind beide Verfasser aus begrifflichen Gründen in der Regel recht zurückhaltend in der Mitteilung von Daten) wahrhaftig geschrieben haben: „Gestern Ortsgruppenabend; ich sprach ihnen von meinem

wachsendem Ruhm und ich hatte ein andächtiges Publikum.“ Solchen Blödsinn hat freilich nicht einmal Joseph Goebbels seinem Tagebuch anvertraut. Er sprach nämlich keineswegs von seinem „Ruhm“, sondern ganz schlicht von seinen „Reisen“, wobei das „Wachsen“ von den zwei fixen Autoren schnell noch hinzuerfunden wurde.

Dies letzte Beispiel zeigt schon die Grenze an, wo die Fahrlässigkeit in Schlimmeres übergeht. Das Harmloseste auf diesem Gebiet ist noch die unkenntliche Mischung von nicht zueinandergehörigen Zitaten. Oft wird hierbei natürlich ein schiefer, übersteigerter Eindruck erweckt. Ein Beispiel mag für mehrere stehen. Es heißt auf S. 90 als Zitat: „... nach drei Stunden Bamberg. Sofort in die Versammlung. Man empfängt mich mit tosendem Beifall. Und als ich spreche, hören sie so andächtig zu, als wären sie in der Kirche. Und dann predigte ich zwei Stunden lang. Im Publikum atemlose Stille, aber am Schluß jubelten sie und wollten mich fast auf Händen tragen. Ich bin todmüde.“ Niemand erkennt hier die Montage, die Flickstelle hinter dem Wort „Kirche“. Die Verfasser haben nämlich dort zwei Eintragungen vom 15. 2. 26 und vom 31. 1. 26 zusammengefügt und zu allem Überfluß noch das „Auf-den-Händen-Tragen“ hinzugemischt, das bei ganz anderer Gelegenheit tatsächlich vorgekommen war.

Jedoch, nicht nur im Mischen zeigt sich der Meister, sondern er erweist sich auch dort, wo es Fehlendes nachzutragen gilt. So lesen wir etwa auf S. 81 über den Besuch der Freundin: „Macht Butterbrote mit dem Nagelreiniger, Messer nicht zu finden. Ach, Du herrliche Bohème.“ Das war von Goebbels auch tatsächlich am 23. 9. 25 geschrieben worden, – nur hatte er den Nebensatz mit dem Messer offenbar vergessen. Hier helfen Manvell und Fraenkel nach und ersparen dem Leser lästiges Nachdenken. Auch sonst verführt die Freundin sie zu frohem Fabulieren. Am 3. 9. 25 etwa hatte Goebbels geschrieben: „Sie ist gut zu mir und macht mir Freude. Den ganzen Tag sitzt sie um mich herum und erzählt und schwärmt von der Schweiz.“ In der verbesserten Fassung Manvell/Fraenkels schwärmt sie auch, allerdings viel reichhaltiger und von etwas ganz anderem (S. 80): „Sie schwärmt für mich wie ein Backfisch und sie ist so glücklich dabei und ich gönne es ihr von Herzen und ich liebe sie von ganzer Seele. Sie ist so gut zu mir.“

Benno ist Goebbels' Hund. Von ihm schreibt er am 25. 8. 26: „Benno liegt unterm Bett und schläft. Ich will auch etwas faulenz. Nächsten Monat beginnt wieder die Jagerei. Eigentlich freue ich mich darauf. Kampf ist für mich was für den Fisch das Wasser.“ Unsere beiden Autoren führen die Parallele großzügig weiter, sie „zitieren“ auf S. 84: „Benno liegt unter meinem Bett und schnarcht. Er ist wie ich, abwechselnd vollkommen faul oder von wildem Jagdfieber ergriffen. Genauso will ich es ja eigentlich auch. Etwas Kampf ist für mich so wichtig, wie das Wasser für den Fisch.“ Auch sonst passieren mit Benno die erstaunlichsten Dinge. Goebbels schreibt am 21. 8. 26: „Gestern abend redete ich in Düsseldorf, da stand er mit spitzen Ohren am Fenster und lauschte.“ Das ist gewiß viel für einen Hund, bei weitem aber nicht genug für Manvell und Fraenkel. Sie „zitieren“ vielmehr auf S. 91: „Gestern abend sprach ich in Düsseldorf. Ich hatte Benno mit und er

saß dabei mit seiner spitzen Schnauze, mucksmäuschenstill und scheinbar mit großem Interesse zuhörend.“

Oder am 10. 6. 26: „Abends rede ich in Neukölln. Kein trockener Faden ist mehr an mir.“ Woraus geworden ist (S. 90): „... eine unerhört aufregende Versammlung. Ich bin wie aus dem Wasser gezogen.“ Fragt sich Goebbels am 14. 11. 25 hinsichtlich des Gaus in Elberfeld: „Bin ich hier entbehrlich?“, so antworten Manvell/Fraenkel auf S. 99: „Das Schlimmste ist, daß ich hier in Elberfeld geradezu unentbehrlich bin.“ Als Hitler den jungen Mann aus Rheydt massiv bearbeitet hatte, schrieb dieser am 13. 4. 26 über das Gehörte: „Darüber läßt sich reden. Er hat das alles durchgedacht. Ich bin bei ihm in allem beruhigt. Er ist ein Mann, nehmt alles nur in allem. So ein Brausekopf kann mein Führer sein. Ich beuge mich dem Größeren, dem politischen Genie!“ Erst in der Manvell/Fraenkel'schen Neuschöpfung aber vermögen wir die psychologischen Feinheiten dieses Sinneswandels nachzuempfinden (S. 100): „Vielleicht hat er mit seinen Argumenten über Außenpolitik doch recht. Schließlich hat er ja sehr lange und gründlich darüber nachgedacht. Ich habe gar nicht mehr so viel dagegen einzuwenden. Ich erkenne ihn bedingungslos als Führer an. Ich beuge mich dem größeren Mann! Dem politischen Genie!“

Wenig später ist Goebbels bei Gregor Strasser in Landshut. Er schreibt darüber am gleichen Tage: „Abends im lauen Frühlingswind durch Strassers Heimatstadt. Welch ein Friede! O, du Gregor Strasser, wie schwer muß Dir die Revolution sein.“ Manvell/Fraenkel vertiefen den lyrischen Akzent (S. 101): „Wie schön, in der weichen Frühlingsluft durch die Heimatstadt der Strassers zu wandern. Wie friedlich! Ach Du Gregor!“ Der etwas abrupte Schluß erklärt sich daraus, daß mit „Gregor“ die handschriftliche Seite endete, – wer sollte schon auf den Gedanken kommen, daß der Satz noch weitergehen könnte? Auch die Goebbels'sche Stipvisite in der Hamburger Bordellstraße fällt unter Manvell/Fraenkels Zensur. Goebbels hatte seine Eindrücke (30. 4. 26) rein moralisch verwertet und sich jedes Urteils über die körperlichen Vorzüge oder Nachteile der Damen enthalten, welches Manko Manvell/Fraenkel auf S. 101 durch die Einschlebung des Satzes „Die meisten ganz abscheulich anzusehen“ beheben.

Und so weiter und so fort. Im Juli 1926 erzählt Hitler Goebbels auf einem Spaziergang „vom Felde“ (26. 7. 26), bei Manvell/Fraenkel (S. 106) hingegen spricht er „über Deutschland“, was ja immerhin nicht ganz dasselbe ist. Aber auch mit Auslassungen läßt sich einiges machen. Am 4. 9. 25 klagt Goebbels über den „nervus rerum“, ist aber gleich wieder bei einem anderen Thema: „Auch wieder Geldsorgen. Wie komme ich da heraus. Viel Pläne. Niemand hilft. Ich muß alles allein machen. Grauenhafte Verlassenheit!“ Manvell und Fraenkel streichen (S. 86) die „vielen Pläne“, machen aus „Verlassenheit“ „Kalamität“ – und schon paßt alles nahtlos aneinander. Ebenfalls auf S. 86 benötigen sei einen weiteren Beweis für die Entfremdung mit dem Elternhaus und „zitieren“: „Am liebsten möchte ich gleich wieder abfahren, aber ich tue es nicht, um Mutter nicht weh zu tun.“ In Wahrheit freilich hatte Goebbels am 11. 8. 26 geschrieben: „Ich komme in den größten Hausdreck hinein, sodaß ich am liebsten Lust hätte, gleich wieder umzu-

fahren. Aber es tut mir zu leid um Mutter.“ Der „Hausdreck“ stört, – also hinweg mit ihm.

Zum Ausgleich setzt man Akzente. Spricht Goebbels (12. 6. 26) von einem „sachlichen Abschiedsbrief“, wird daraus (S. 82) ein „furchtbar sachlicher Abschiedsbrief“, lachen die Hamburger Polizisten (30. 4. 26), lachen sie bei Manvell/Fraenkel (S. 102) schon zynisch, berichtet Goebbels von Hitler (19. 4. 26) „Er sagt mir viel Lob“, so hat er ihn laut Manvell und Fraenkel (S. 101) „in den Himmel“ gelobt, meint Goebbels (15. 4. 26): „Alles ist begeistert. Ein paar junge Frauen aufgeputscht. Sie haben mich gern“, so wird nun daraus (S. 90/91): „Alles rast vor Begeisterung. Ein paar sehr junge Frauen schienen ganz verrückt nach mir.“

Was dann noch fehlt, wird frei erfunden, z. B.: „ich wünschte, ich könnte ein Jahr lang schlafen“ (S. 84), „Manchmal wirkt schon die bloße Tatsache des Reisens als Erlösung“ (S. 85), „Niemand kümmert sich hier um mich“ (S. 103). Auf S. 87 heißt es: „Strassers Entwurf ist ungenügend“, schreibt er ins Tagebuch und unterstreicht es.“ Goebbels schrieb (18. 12. 25) „mangelhaft“ und von Unterstreichen keine Spur. Auf S. 100: „Später darf er mit Hitler zu Abend essen und ist wieder einmal ‚glücklicher als je‘ in seinem Leben.“ Goebbels aß zwar, von Glück jedoch keine Rede (13. 4. 26). Über den Film „Panzerkreuzer Potemkin“ heißt es auf S. 105: „Goebbels schreibt... und macht aus seiner Begeisterung keinen Hehl.“ Was schrieb Goebbels? „Kaufmann fand ihn glänzend. Mal sehen.“ (15. 5. 26) – und kein Wort mehr. Auf S. 104 ist von einer angeblichen Einladung Hitlers nach Oberbayern die Rede und von der „Seligkeit“, die diese verursacht hätte und die in den Eintragungen vom 19. und 20. Juli „gebührend hervorgehoben“ worden sei. Davon im Tagebuch weder damals noch früher oder später ein Wort, – ganz abgesehen davon, daß Goebbels zu dieser Zeit schon in Oberbayern war und es gar keine Eintragung vom 19. 7. gibt. Oder S. 107, wo die Autoren schreiben: „Immerhin läßt er sich Mitte September nach Berlin schicken, um dort ein paar Reden zu halten, vor allem aber, um sich ‚den Laden noch einmal anzusehen‘.“ Goebbels fuhr privat (11. 9. 26), redete in Berlin nicht und von „Laden ansehen“ schrieb er auch nichts. Auf der gleichen Seite heißt es über einen Potsdam-Besuch, Goebbels habe „unter dem Eindruck der preußischen Glorie“ seine Entscheidung gefällt, nach Berlin zu gehen, gelockt u. a. durch den Titel „Gauleiter“. Das erste ist eine bloße Vermutung, und zum letzten ist zu sagen, daß Goebbels den Gauleiter-Titel schon einige Zeit führte. Wie überhaupt die Autoren die Rolle, die Goebbels in Elberfeld spielte, völlig verkannt haben, da sie kritiklos Fehlzeichnungen von interessierter Seite übernommen haben, obwohl ein paar Blicke in den VB der damaligen Zeit deren Haltlosigkeit erwiesen hätten.

Erfunden zu sein scheint auch jenes Zitat, das für den Titel dieses Zitat-Salats herhalten muß. Manvell/Fraenkel schreiben auf S. 99: „Im Tagebuch nennt er die Münchner Gruppe herablassend ‚politische Kinder‘. ‚Wir dagegen‘, fügt er stolz hinzu, ‚wir haben das Gefühl für Geschichte. Kinder der Geschichte... Das sind wir!“ Nun ist in dem Tagebuch weder von „politischen Kindern“ noch von „Kindern der Geschichte“ jemals die Rede. Dieses „Zitat“ vermittelt jedoch auf

dem Umweg über die englische Ausgabe einen recht interessanten Einblick in die Werkstatt der beiden Goebbels-Autoren. Dort findet sich dieser Text nämlich noch nicht frei im Raume schwebend, sondern hier erfährt man noch, wann Goebbels das geschrieben haben soll: unmittelbar nach Bamberg, im Anschluß an ein bestimmtes Zitat vom 15. 2. 26. Und in der Tat gibt es in der darauffolgenden Eintragung vom 22. 2. folgende Goebbels'sche Meditation anlässlich eines Besuchs in der Marienburg: „Geschichte ist um mich. Wie klein sind wir“, und im gleichen Text über eine Berliner Freundin: „Liebes, gutes, unverdorbenes Kind!“ Daraus „las“ man sich offenbar obiges „Zitat“ zurecht. Als dies dann nach der deutschen Übersetzung begreiflicherweise nicht wiederzufinden war, was tat man? Strich man das Zitat als dubios? Aber mitnichten, – man strich zwar, jedoch nicht das Zitat, sondern den zeitlichen Bezug und versteckte es so in der sicheren Erwartung, daß es unter dem übrigen Kohl schon keiner finden würde. Auf diese Weise schreibt man eine Biographie.

Grotesk wird das Spiel besonders da, wo die Autoren ihre eigenen Zitate nicht mehr wiedererkennen. Da schrieb Goebbels etwa am 12. 10. 25: „In München sind Lumpen am Werke. Dummköpfe, die keinen Kopf neben sich dulden . . . Deshalb der Kampf gegen Straßer und mich. Auch Rosenberg ist verzweifelt.“ Auf dem Umweg über die englische Ausgabe (S. 57) entsteht daraus bei Manvell und Fraenkel auf S. 92 folgende, gewiß prägnantere Neuschöpfung: „In München sind wieder die Arschkriecher und die Intriganten am Werk . . . Und alle wollen sie Strasser und mir am Zeuge flicken.“ Wer vermag es den Autoren zu verdenken, daß sie sich hier keiner Identität mehr bewußt waren, als ihnen jene Tagebuchstelle bei der Bearbeitung der deutschen Ausgabe erneut unter die Finger kam? Also flugs auf der gleichen Seite einige Zeilen höher noch einmal dasselbe Zitat, – nun halbwegs richtig, wenn man davon absehen will, daß aus „Rosenberg“ „Kaufmann“ geworden ist.

Die gleiche Panne auf S. 100. Goebbels hatte am 13. 4. 26 notiert: „Tobende Begrüßung . . . Am Schluß umarmt mich Hitler. Die Tränen stehen mir [ihm?] in den Augen. Ich bin so etwas wie glücklich. Durch die gestauten Massen zum Auto. Rufe, Heil, ab.“ Via London (S. 61/62) wird aus der tobenden eine tosende Begrüßung, und dann heißt es weiter: „Hitler umarmt mich. Meine Augen sind voll Tränen. Ich bin glücklicher als je in meinem Leben. Durch die Menschenmenge zu dem wartenden Wagen. Donnernde Heilrufe.“ Gewiß nicht böswillig, sondern in gläubigem Vertrauen auf ihre Zitierkünste, zersägen Manvell und Fraenkel nun aber die eine Münchener Versammlung in zwei! Und so schreiben sie: „Am meisten besticht ihn, daß er zweimal in großen und wohlorganisierten Versammlungen sprechen darf.“ Es folgt die oben angegebene, nachempfundene Version, dann fahren sie fort: „Kurz darauf darf er schon wieder auftreten.“ Und nun bieten sie des gleichen Textes zweiten Aufguß, dieses Mal im wesentlichen richtig.

So sieht es aus, das grundlegende Goebbels-Buch von Manvell und Fraenkel, wenigstens streckenweise. Denn wo aus *gedruckten* Werken abgeschrieben wird, zitiert es sich natürlich einfacher und fällt es einigermassen schwer, in größerem

Umfange Fehler zu machen. Wird es aber komplizierter, handelt es sich einmal um eine wirkliche Quelle, dann soll journalistische Technik mühselige Arbeit ersetzen. Gewiß muß für den free-lance die Zeit besonders kostbar, teuer sein, – wieso aber war überhaupt ein solch wertloses Sammelsurium zweifelhafter Zitate erforderlich? Etwas mehr Verarbeitung des Materials, ja bereits schon die Umsetzung in die indirekte Rede, hätte manches verhütet. Denn was geschieht nun? Wer über Goebbels arbeitet, wird dieses Buch benutzen müssen – und wird daraus die „Zitate“ weiterzitieren. Und so wird man noch nach vielen Jahren Texte lesen, von denen man glaubt, Goebbels habe sie geschrieben, während es sich in Wahrheit nur um das handelt, was Goebbels nach Meinung der Herren Fraenkel und Manvell hätte schreiben sollen.

In einem angesehenen Sonntagsblatt hat kürzlich einer den Kopf geschüttelt und es unverständlich gefunden, daß das Institut für Zeitgeschichte solche Texte aus der Feder verflüsselter Größen veröffentlicht. Das obige Beispiel dürfte zeigen, was an Unfug herauskommt, wenn das Feld auch nur den gutwilligen Dilettanten überlassen bleibt, – von den anderen ganz zu schweigen. Heinrich Fraenkel etwa, Verfasser manch kluger und wertvoller Schrift, setzt in solchem historiographischen Roulette immerhin seinen Ruf. Und das ist nicht wenig. Was aber wird man von denen erwarten müssen, die nicht mehr zu verlieren haben als ein klingvolles Pseudonym!

Emil Ludwig redivivus? Ach, wenn es nur das wäre! Das gibt es auch, – in Hegners „Reichskanzlei“ haben wir das jüngste Beispiel dafür. Manvell/Fraenkel aber sind beinahe noch gefährlicher, weil sie sich seriöser geben und nicht nur Lieschen Müller zu ihren Opfern zählen dürften. Hegner ist – was auch der Dummste merken wird – nichts weiter als gebundene „Illustrierte“. Das Manvell/Fraenkel-Manuskript hingegen käme für keine Illustrierte in Betracht, es macht sich auf als Quelle, aus der geschöpft werden kann. Wenn aber schon die Quellen trübe fließen, wie sollen dann erst die breiten Ströme publizistischer Pseudo-Historie aussehen.

Die beiden Goebbels-Autoren haben jetzt Göring in Bearbeitung genommen. Auf der Stirn der Stieftochter Klios, die für die Zeitgeschichte zuständig sein soll, könnte man gewiß so etwas wie Angstschweiß wahrnehmen.

MITARBEITER DIESES HEFTES

Dr. Waldemar Besson, Dozent für neuere Geschichte an der Universität Tübingen, Tübingen, Mörikestraße 14

Dr. Martin Broszat, Mitarbeiter des Instituts für Zeitgeschichte, München 27, Möhlstraße 26

Staatsrat Dr. Theodor Eschenburg, Professor für wissenschaftliche Politik an der

Universität Tübingen, Tübingen, Brunnenstraße 30

Dr. Helmut Heiber, Mitarbeiter des Instituts für Zeitgeschichte, München 27, Möhlstraße 26

Günter Plum, cand. phil., Jülich, Adolf-Fischer-Straße 4